

Johannes Lindworsky 1875-1939

Autor(en): **Willwoll, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **27 (1940)**

Heft 23

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johannes Lindworsky 1875—1939

Ein von ungewöhnlich zähem Arbeitswillen beseeltes Forscher- und Lehrerleben war beim Tod Lindworskys am 9. September 1939 für die Ewigkeit herangereift. Dankbare Hochschätzung des Verstorbenen hiessen den Verfasser gern der Einladung folgen, einige Erinnerungsworte über Lebensgang und Lebenswerk des bekannten Prager Psychologen zu schreiben.

1. Der äussere Lebensgang Lindworskys ist rasch erzählt. Am 21. Januar wurde er in Frankfurt am Main als Sohn eines Schlossermeisters geboren. Er besuchte die Elementarschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, und nach der Maturitätsprüfung zog er als 22-jähriger Student 1897 ins Jesuiten-Noviziat, das damals mitten in der weltfern träumenden Heide Südhollands lag. Bis 1912 machte er den in seinem Orden üblichen Ausbildungsgang mit: nach zwei Noviziatsjahren sieben Jahre philosophisch-theologischen Studiums, zwischenhinein einige Jahre erzieherischer Hilfsarbeit als Präfekt bei den Buben in Feldkirch, zuletzt nochmals ein Jahr besinnlicher, noviziatsähnlicher Stille und rein religiösen Studiums in der einsamen Heide. Im Sommer 1909 empfing er die hl. Priesterweihe.

Nach einem Jahr anonymer Hilfstätigkeit bei Katechismusstudien wandte er sich mit 37 Jahren endgültig dem Fachstudium der experimentellen Psychologie zu, in das ihn schon während der Philosophenjahre einer seiner Lehrer, Josef Fröbes, eingeführt hatte und das ihm seither immer lieb geblieben war. Im Herbst 1912 zog er nochmals auf die „Schulbank“, zu Oswald Külpe, dem Begründer der modernen Denkpsychologie (in Bonn, 1913/15 in München). Es waren damals Jahre bedeutsamer Umorientierung der psychologischen Forschung, und gerade um Külpes neue Arbeitsweise und Lehre wurde hart gestritten. Erst zwei Jahre zuvor hatte Alfred Binet, der Psychologe der Pariser Sorbonne, erklärt: wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehe man „am Vorabend einer ganz neuen Psychologie“. Die Vorherrschaft des Positivismus und Sensismus und ihrer Leugnung des selbständigen Geistigen im Menschen war ins Wanken gekommen. Külpe und seine besten Mitarbeiter führten seit fünf bis sechs Jahren die

Forschung zur Anerkennung der „unanschaulichen Sonderart“ menschlichen Denkens und Willens. Das bedeutete in jener Zeit viel mehr, als nur die Inangriffnahme irgend eines neuen Teilgebietes der Forschung. Es ging um eine wesentliche Umgestaltung der vorherrschenden Lehre vom Aufbau des Seelenlebens, letztlich um Sein oder Nichtsein des Geistigen. Und es ging, wie der bald anhebende Streit um die neue Methode („systematischer Selbstbeobachtung“) verriet, um grundsätzliche Fragen nach dem Sinn und Wesen des „Experimentes“ in der Seelenforschung. Anerkanntester Führer der Forschung kämpften seit 1906 scharf, manchmal höhnisch, gegen die „Denkpsychologen“, gegen ihre Wahl des Forschungsfeldes, gegen ihre Methode und gegen ihre Lehre. Aber im Juni 1912 konnte Külpe doch in der „Internationalen Monatsschrift“ über Leistungen und Erfolge seiner Schule Bericht erstatten. Lindworsky hat seinem Lehrer stets grosse Verehrung und gutes Andenken bewahrt!

1915 reichte er als Doktorarbeit seine umfangreiche Spezialstudie über „das schlussfolgernde Denken“ ein, die auch heute noch den besten Arbeiten über diesen Gegenstand zugezählt werden darf. (Freiburg 1916.) Nach Külpes frühem Tod arbeitete er im Kreis der denkpsychologischen Schule weiter, bis er sich 1920 als Privatdozent an der Kölner Universität habilitierte. Habilitationsschrift war sein soeben erschienenes Buch: „Der Wille, seine Erscheinung und seine Beherrschung“ (Leipzig 1919). In Köln leistete er als Privatdozent (seit 1923 mit dem blossen Titel des Extraordinarius) die Arbeit eines Ordinarius, gründete, vielfach mit selbstverdientem Geld, das psychologische Laboratorium und die Institutsbibliothek, führte Doktoranden ans Ziel. Umso bitterer empfand er es, dass er, nach seiner festen Ueberzeugung wegen seiner religiösen Einstellung und Ordenszugehörigkeit, in Köln nicht mit einem Vorwärtskommen auf der akademischen Laufbahn rechnen durfte! 1928 folgte er einem Ruf als Ordinarius an die Universitas Clementina in Prag. Im Mai 1929 wählte ihn die „Gesellschaft für Psychologie“ auf dem Wiener Psychologenkongress in ihren Vorstand. Es war eine ver-

diente Anerkennung. Aber wenige Tage darnach ereilte ihn ein Schlaganfall, der das Beste seiner Kraft für immer zerschlug! Er wusste, dass die Aerzte ihn fast aufgegeben hatten und machte — das ist ein kleiner, aber für ihn charakteristischer Zug — inzwischen psychologische Beobachtungen über seine Art, den Krankenpfleger manchmal richtig zu erkennen und manchmal nicht. Noch in der ersten Rekonvaleszenzzeit schrieb er darüber eine kleine Studie für das „Archiv für die gesamte Psychologie“ („Die Erscheinung des Doppel-Du“, Archiv 1930). Nur teilweise genesen hielt er doch noch neun Jahre auf dem Prager Posten aus! Er tat es in der Hoffnung und mit dem Wunsch, in seiner Stellung einem tüchtigen jungen Laien durch erhebliche Hemmnisse hindurch den Weg zur akademischen Laufbahn frei machen zu können. Während dieser neun Jahre der Krankheit und der Arbeit legte er noch einmal in einem Buch seine Auffassung vom Seelenleben vor („Das Seelenleben des Menschen“, in: „Die Philosophie, ihre Geschichte und ihre Systematik“, herausgegeben von Th. Steinbüchel, Bonn 1934). Ausserdem suchte er in mehreren kleinen Werken seine Willentheorie für Erziehung und Selbsterziehung fruchtbar zu machen (s. u.).

Nach einem zweiten Schlaganfall fast erblindet, resignierte Lindworsky im Sommer 1939. Drei Monate nachher starb er im Ordenshaus, im Kreis der Mitbrüder, in Essen.

2. Die wissenschaftliche Lebensarbeit des Forschers grupperte sich vornehmlich um Fragen der Denk- und Willenspsychologie, zeitweise auch um Einzelprobleme der Gefühlspsychologie, über die noch im letzten Jahr sein Aufsatz in der „Schweizer Schule“ berichtet hat. Sein Lehrbuch „Experimentelle Psychologie“, das ins Englische und Italienische übersetzt wurde (München 1921, 1931) und die aus Schulungskursen für Junglehrer erwachsene „Theoretische Psychologie“ (Leipzig 1926, ⁴ 1932) spiegeln gut die sehr persönlich-eigenständige Art seines psychologischen Arbeitens. Zwei Merkmale sind für Lindworskys Lehre vom Seelenleben besonders kennzeichnend: er setzt sich unentwegt und konsequent für die „Unanschaulichkeit“ des geistigen Erkennens und Strebens ein, zuerst an Külpe's Seite gegen die ältere sensistische Assoziationspsychologie, spä-

ter gegen Ueberspitzungen der Gestaltpsychologie Koffkas; aber zugleich betont er mit nicht geringem Nachdruck auch die Bindung des Geistigen im Menschen an die Sinnenwelt in der Seele, das Zusammenwirken der geistigen und der sinnlichen Sphäre.

Als „Denkpsychologe“ hatte er schon in der Arbeit über das Schlussfolgern ausführlich die Eigenart und den Wert der von Külpe eingeführten Methode dargelegt. 1922 bot er eine grössere, systematische Darstellung der inzwischen verfeinerten denkpsychologischen Methoden in Abderhaldens grossem „Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden“ (Abt. VI. Bd. 2).

Seine persönliche Theorie des Denkens bekundet das Bestreben, auch dem wissenschaftlichen Gegner gerecht zu werden. Mit diesem Bemühen mag es zusammenhängen, dass er dem Geistigen in uns zwar sehr Wesentliches, aber nicht gerade sehr viel Eigenes zuschrieb. Als einzigen „unanschaulichen“ Faktor im menschlichen Erkennen betrachtete er anfangs die „Funktion des Beziehungserfassens“ und später, seit 1924, führte er auch diese auf eine noch einfachere Funktion zurück, auf das blosse „reflexe Bewussthaben sinnlich-anschaulicher Erlebnisse“ („Umrisskizze zu einer theoretischen Psychologie“ Arch. ges. Psych. 1922, Leipzig 1924; „Revision einer Relationstheorie“, Arch. ges. Psych. 1924; „Zum Problem der Begriffe,“ Bericht über den IX. Psychologenkongress, Jena 1926). Noch deutlicher tritt seine Auffassung vom Denken in der Dissertation seines Schülers Mergesberg hervor: „Satz von der Ausschliesslichkeit der Empfindungsgrundlage“ (Arch. ges. Psych. 1925). Durch eigene Arbeiten und durch Doktorandenarbeiten, die er leitete, suchte er seine Auffassung vom Denken auch für die Heilpädagogik nutzbar zu machen. (Vgl. „Vorzüge und Mängel bei der Lösung von Denkaufgaben“, Zeitschr. für ang. Psych. 1921; W. Frohn, „Studien über das Denken von Taubstummen“, Zeitschr. f. Kinderforschung 1926; auch Arch. ges. Psych. 1926).

Auch in der Gefühlspsychologie Lindworskys wurde dem Geistigen im Menschen wenig, wenn auch wichtiges Eigenständiges zuerkannt. Geistige höhere Gefühle nahm er nicht an. Die höheren Wertgefühle löste er

in ein Zusammenspiel elementarer sinnlicher Gefühle mit intellektuellen Beziehungserfassungen auf. („Orientierende Versuche über höhere Gefühle“, Arch. ges. Psych. 1928; „Denken und Fühlen“, ebenda 1931; „Gedanken zum Aufbau einer Theorie von den höheren Gefühlen“, „Schweizer Schule“, 27, 1940, Nr. 14.)

Seine liebste, vielleicht auch seine beste Arbeit aber leistete Lindworsky auf dem Gebiet der Willenspsychologie. Theoretische Besinnlichkeit und analysierende Beobachtung wirkten hier eng zusammen. Schon als junger Philosophiestudent hatte er sich nie recht mit der Lehre befreunden können, dass Willensleistungen auf dem einen Gebiet den Willen auch für Aufgaben auf allen anderen, ganz verschiedenartigen Gebieten innerlich „stärker“ machen sollten. Die Beobachtung, dass Menschen auf einem Lebensgebiet hervorragenden Energie-Einsatz leisten können, während sie auf anderen Gebieten trotz guten Willens erstaunliche Willensschwäche zeigen, liess ihn an der Macht rein „formaler Willensschulung“ und „Willensübung“ zweifeln. Eine innerlich-seinshafte Stärkung des Willens nahm er nicht an. Ihm galt der Wille eher als der „Weichensteller“ im Seelenleben, der im Wettstreit der Motive das eine oder andere Motiv stärker ins Bewusstsein und in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücke, dadurch sich dem bevorzugten Motiv gleichsam verschreibe und so sich und das Seelenleben als Ganzes in einer bestimmten Einstellung halte. Folgerichtig forderte er immer wieder die Schaffung und Pflege guter „Motivkomplexe“. Es sollten dem Menschen eindrucksmächtige Werterlebnisse vermittelt werden, Motive, die in ihrer Mannigfaltigkeit den wechselnden Gezeiten der Seele angepasst seien, Motive, die mit dem Reiferwerden des Menschen an Eindrucksfähigkeit wachsen und darum nicht nur für eine kindliche Altersstufe geeignet seien, Motive, die so zu einem Gesamtkomplex verschmelzen, dass beim Wirksamwerden des einen jeweils irgendwie der ganze Komplex mehr oder minder mitwirksam werde.

In der Habilitations-Schrift „der Wille“ hat Lindworsky zum erstenmal diese Theorie vorgelegt und theoretisch unterbaut. Die kleine „Willenschule“ — stets das geistige „Lieblingskind“ des Gelehrten — zeigte die Theorie in

ihrer pädagogischen Anwendbarkeit. (Paderborn 1922, 4 1932; in mehrere Sprachen übersetzt.) Dem gleichen Zweck dienten, wie schon gesagt, mehrere kleinere Schriften der Krankheitsperiode: „Erfolgreiche Erziehung“ (Freiburg 1933), „Psychologie der Aszese“ (Freiburg 1935), das ganz populär gehaltene Heft „Dein Erfolgssystem, junger Mann“ (1936) u. a.

Mit bescheiden-stolzem Lächeln erklärte mir Lindworsky während seiner Rekonvaleszenz: die Anwendung der „Motivtheorie“ auf ihn selbst habe ihm zum Teil das Leben gerettet und ihn wieder zur erreichten Arbeitsfähigkeit geführt. Freilich, Wunder kann auch die beste Theorie nicht wirken.

Man hat Lindworskys Motivtheorie manchmal missverstanden, als leugne er Notwendigkeit und Wert der „Uebung“ und der guten „Gewöhnung“. Für eine solche Lehre war er ein viel zu nüchtern-sachlicher Beobachter der Wirklichkeit. Nicht bestreiten wollte er den Wert von Uebung und Gewöhnung, sondern ihren praktischen Wert psychologisch richtiger begründen und dabei zugleich vor irriger Einschätzung, vor Ueberschätzung etwa blossen „Drills“ warnen und den Vorrang der Gesinnungsbildung betonen.

Wenn auch das Hauptinteresse des Forschers der Denk- und Willenspsychologie galt, so brachte doch schon die Pflicht des Lehramtes mit sich, dass er auch anderen Problemgruppen, etwa der Sinnespsychologie sich zuwandte. Davon zeugen manche unter den mehr wie 70 kleineren und grösseren Aufsätzen und Fachrezensionen, etwa die Studien über „Wahrnehmung und Vorstellung“ (Zeitschr. für Psych. 1918), „Beiträge zur Lehre von den Vorstellungen“ (Arch. ges. Psych. 1924), „Zur Theorie des binokularen Einfachsehens“ (Zeitschr. für Psych. 1924), „Zum Problem der Gestalttäuschungen“ (Arch. ges. Psych. 1929), usw.

Lindworskys psychologische Theorien haben in ihrem persönlichen Gepräge manche Anerkennung und auch manche Ablehnung erfahren. Man konnte über sie in guten Treuen und in guter Freundschaft geteilter Meinung sein (wie da und dort der Referent selbst). Aber das eine wird dem Forscher jeder nachrühmen, der sein Schaffen kennen lernen durfte: ehrliches Ringen bis zuletzt um die Wahrheit, grosse Gewissen-

haftigkeit des „sauberen“ methodischen Arbeitens, übersichtliche Linienführung im Gesamtaufbau seiner Lehre vom Leben der Seele.

3. *Persönlich, als Priester und Erzieher*, sah übrigens Lindworsky in „Theorie um ihrer selbst willen“ nicht seinen Letztwert. Er wollte die wissenschaftliche Erkenntnis suchen und künden, um dem Leben, um Menschen zu dienen. Eine seiner freudigsten Erinnerungen noch im letzten Krankheitsjahr war es, wie vor langen Jahren eine der Verzweiflung nahe Menschenseele durch zufällige Lesung der „Willensschule“ wieder neuen Lebensmut gewonnen hatte. In privater Unterhaltung spürte man, wie viel ihm daran lag, seine Schüler selbstlos zu fördern. Jahrelang half er in seinen Ferien durch Vorträge den Erziehern und Zöglingen in einem Fürsorge-Erziehungsheim. Noch sehe ich ihn auch, wie er als junger Erziehungshelfer zu uns bösen Buben kam: zuerst etwas unsicher, aber beherrscht und bald auch recht fest im Sattel sitzend; wie er sehr geradeheraus und ohne zu viel moralisierendes Gerede Ge-

sinnungstreue im Alltag, Zucht und Fleiss förderte, aber auch ebenso treu auf Spiel und Sport seiner Buben bedacht war und, wo er ein Wachwerden zu geistigen Interessen wahrnahm, auch dieses unaufdringlich und selbstlos förderte. Ferner Stehenden scheu verhüllt bildete eine lebensnahe und geradlinige Frömmigkeit die Seele seines Wirkens. Der „Gelehrte“ hat das kindlich schlichte Beten nie verlernt und nie gering gewertet.

In der Polemik konnte Lindworsky gelegentlich ein wenig kampflustige Töne anschlagen. Aber im Gespräch konnte man dann staunend sehen, wie viel edle, ja gütige Gesinnung ihn auch dem wissenschaftlichen Gegner gegenüber erfüllte. Gerade eine wahrhaft vornehme Lauterkeit der Gesinnung und das Verlangen, mit reichem und reifem Forschen und Wissen Menschen zu helfen, erscheint mir als besonders charakteristischer Zug in dem Persönlichkeitsbild des Lehrers und Forschers Lindworsky.

Sitten.

Alexander Willwoll.

Religionsunterricht

Die religiöse Erziehung und die Familie*

Wir fragen nun, wie die Familie die Kirche unterstützen könne. Die erste Aufgabe der Familie ist die Pflege des religiösen Geistes und der Gesinnung. Die Kinder sollen nicht nur körperlich heranwachsen und gedeihen, sie sollen auch zu erlösten und gläubigen Menschen werden, die einmal ihr übernatürliches Ziel erreichen können. Darum muss in der Familie gebetet werden; darum gehört das sakramentale Leben der Familienglieder unbedingt in diese Gemeinschaft hinein. Die religiöse Erziehung des Kindes, die durch die Sakramente der Kirche begründet und angefangen ist und weitergeführt wird, hat vor allem in der Familie zu geschehen, weil nur hier die echte Gesinnungsbildung

geschehen kann. Wir verweisen hier besonders auf das schöne und gut verwendbare Büchlein von Elisabeth Kötter: „Der Weg des Kindes zu Gott“, das den Eltern sehr gute Dienste leistet.

Neben der Pflege des religiösen Geistes muss die Familie auch die Lehrtätigkeit der Kirche unterstützen. Das geschieht einmal durch die väterlichen und mütterlichen Belehrungen des Kleinkindes. Auch das vorschulpflichtige Kind hat die religiöse Belehrung notwendig; es fragt ja selber nach Gott, nach den Engeln, nach dem Christkind, nach Gut und Böses. Dieser Gelegenheitsunterricht, der noch kein System kennt und sich ganz den kindlichen Bedürfnissen anpasst, ist überaus wichtig und segensreich. Das „Religions-

* Siehe Nr. 22.